

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

118 (23.5.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 39

Woge nun ein sonniger, heiterer Sommer ins Land ziehen, damit wir die außergewöhnliche Ausstellung, die uns das Werden und Wirken des Bundes in seinem ganzen Umfange zeigen soll, recht genießen können!

Die Deutsche Werkbundaussstellung in Köln.

Am 16. Mai wurde in Köln die Deutsche Werkbundaussstellung eröffnet, die ein glänzendes Bild von der Entwicklung der künstlerischen Geschmackskultur in Industrie, Handwerk und Handel gibt. Unmittelbar am rechten Ufer des Rheins, im Angesicht der hochragenden Silhouette des Doms, ist eine von Handwerk umrahmte kleine Stadt von Ausstellungsgebäuden entstanden, in denen nichts anderes gezeigt werden soll, als Qualitätsware nach Material, Technik und Form, erzeugt durch Zusammenarbeit des Produzenten mit dem Künstler.

Im Deutschen Werkbunde, der gemeinsam mit der Stadt Köln die Ausstellung organisiert hat, hat sich die neuere werkmäßige Bewegung seit dem Jahre 1907 eine schöpferische Vertretung geschaffen. Leute wie van de Velde, G. Mann, Olbrich, Behrens, Paul, Muthesius fanden sich hier im Widerstand gegen die alte, sich in bloßer Nachahmung ergebende Stilfäule zusammen, um der neuen Form, die alles Ueberflüssige und Unanpassbare vermeidet, und vor allem den technischen Bedingungen der Maschine Raum gibt, eine Gasse zu bahnen.

Zur engsten Zusammenhänge mit der heutigen technischen Entwicklung, in ständiger Wechselwirkung zwischen Kunst und Technik, Künstler und Maschine, suchte man nach neuen Qualitäten der Arbeit. Industrie, Handwerk und Architektur ringen heute auf allen Gebieten um die künstlerische Ausdrucksform des Zweckes, des Materials und der Konstruktion.

Alle Teile Deutschlands haben sich mit Sonderausstellungen beteiligt; auch das Ausland, besonders Oesterreich, ist stark vertreten. Schon in ihrer äußeren Gestalt dienen die einzelnen Bauten dem Zweck der Ausstellung: alles Schnörkelwerk, aller käufliche Schein wurde von der Architektur vermieden. Folgende Einzelabteilungen sind geschaffen worden: 1. Ausländische Einzelstücke alter und neuer Zeit in vorbildlichen Sammlungsräumen; 2. Sonderausstellung einzelner Werkkünstler; 3. Kunst im Handwerk und Industrie; 4. Einzelgebiete der Werkkunst; 5. Künstlerische Erziehungsmethoden; 6. das österreichische Haus. Im Mittelpunkt der Ausstellung liegt die Haupthalle, die 16 000 Quadratmeter umfaßt. Rechts von ihr befindet sich die große Festhalle, die eine große Anzahl von Kongressen beherbergen wird; sie wurde auch dem Arbeiter-Bildungsausschuß für einige Veranstaltungen zugesagt. Durch seine Größe imponiert das architektonisch reizvolle österreichische Haus. Nordwärts von der Haupthalle liegt das „Haus der Frau“ und das Theater, das nach Plänen von de Velde erbaut ist und künstlerisch und theatertechnisch etwas Neues bringen soll. Unweit davon befindet sich ein Gebäude, das durch geschmackvolle Fabrik- und Bureauräume beweisen will, daß die Stätten der Arbeit nicht ästhetisch abstoßend zu sein brauchen. Eine Kranleihenanlage wird anheimelnde Krankenzimmer zeigen. Neben der obenbeschriebenen Ausstellung steht das Stagenhaus für neugezeigte Wohnkultur. Ganz im Norden befindet sich dann das niederheinische Dorf, das einen landwirtschaftlichen Musterbetrieb und Landarbeiterhäuschen beherbergt. Neben Restaurant und Café, die dicht am Rhein liegen, dient ein großer Vergnügungspark dem Erholungs- und Amüsierbedürfnis; ferner wurde ein großes Stadion mit einem Sportplatz angelegt.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß die Grundgedanken der Werkbundaussstellung und ihre Verwirklichung auch die Arbeiter lebhaft interessieren. Ihr Streben nach Anteil an den Gütern der Kultur schließt auch das Sehnen nach einer höheren Geschmackskultur ein, die ihr heute in Heim und Fabrik, meist vorenthalten wird. Dient das, was die Ausstellung zeigen will, auch überwiegend den Bestehenden, so wird der Arbeiter, der offenen Auges diese neuen künstlerischen und technischen Errungenschaften sieht, auch für seine Geschmacksbildung Nutzen ziehen.

Für unsere Frauen.

Soziale Arbeit — kein Vorrecht für Bestehende.

Das Feld der sozialen Arbeit ist allmählich weiter geworden. Wenn auch langsam, so haben doch Staat und Kommune angefangen, auf diesem Gebiete zu arbeiten. Soziale und be-

rufliche Frauenvereine widmeten sich der Wohlfahrtspflege in steigendem Maße. Es sind Unterstützungsvereine entstanden, Säuglings- und Kleinkinderfürsorgestellen, Jugendgerichtshöfe, Rechtsbeschwerden, Einrichtungen für Wohnungs- und Trinker- und Tuberkulosefürsorge, Stellennachweise der verschiedensten Art. Die öffentl. Armen- und Waisenspflege ist ausgebaut worden, ebenso die Ueberwachung von Zirkelkindern. Zu allen diesen Arbeiten werden viele weibliche Kräfte gebraucht. Sie entstammen vorwiegend der berufslosen Jugend. Von Ausnahmen abgesehen, verrichten sie ihre Arbeit ehrenamtlich.

Kürzlich ist im „Kunstwart“ ein Artikel von Dr. Alice Salomon erschienen über freiwillige und besoldete soziale Arbeit. Hier wird beklagt, daß sich in jüngster Zeit nicht mehr genügend freiwillige weibliche Hilfsgruppen für die soziale Arbeit fanden, und daß diese dadurch bedroht wäre. Teils entzieht die Vorbereitung für irgend einen Beruf, teils auch die berufliche soziale Arbeit viele Mädchen den ehrenamtlichen Leistungen. Die freiwillige soziale Arbeit hat in den letzten Jahren vermindert, mehr und mehr sind besoldete Stellen in der Wohlfahrtspflege geschaffen worden. Diese Tatsache wird von Dr. Salomon sehr beklagt und die Heranziehung von weiteren freiwilligen Hilfskräften eifrig befürwortet. Allerdings erkennt Dr. Salomon an, daß auch die besoldete Arbeit in der Wohlfahrtspflege notwendig ist, einestheils liegt sie im Charakter der geforderten Arbeit, andererseits in den natürlichen Mängeln der freiwilligen Tätigkeit. Aber doch soll die freiwillige Arbeit weiter bestehen, denn Dr. Salomon sieht die soziale Arbeit als die moderne Form der Liebestätigkeit an. Würde die freiwillige Arbeit nicht weiter erhalten bleiben, dann würde der eigentliche Charakter der sozialen Vereine verloren gehen.

Wenn man die soziale Arbeit mit dem Begriff **Wohltätigkeit** identifiziert, wie Dr. Salomon es zu tun scheint, dann mag einiges von oben Gesagten stimmen. Aber in unserem heutigen kapitalistischen Staat ist die soziale Arbeit eine gesellschaftliche Notwendigkeit, und jede notwendige Arbeit hat einen Anspruch auf Entlohnung. Es ist ein ganz falscher Standpunkt, die soziale Arbeit als Liebestätigkeit, als Hilfsbereitschaft für den Nächsten zu bezeichnen; die soziale Arbeit ist eine Pflicht des heutigen Staates seinen Bürgern gegenüber, sie ist ein Recht, das die Bürger vom Staat beanspruchen können, ja, beanspruchen müssen. Und selbstverständlich müßten der Staat und die Kommunen ihre Angestellten in der sozialen Arbeit ausreichend entlohnen. Es ist nicht einzusehen, warum gerade auf diesem Gebiet die Frauen — es sind zumeist Frauen, die hier in Frage kommen — die Arbeit unentgeltlich leisten sollen. Es ist ein reaktionärer Zug von Dr. Salomon, daß sie verlangt, gerade diese Arbeiterinnen sollen freiwillig und unbezahlt ihre Arbeit leisten. Das bedeutet doch nichts anderes, als daß man die Frauen und Töchter der Arbeiter, die auf Erwerb angewiesen sind, von irgend einer sozialen Tätigkeit ausschließt und diese Arbeit den Damen der bestehenden Klasse als unbeschnittene Domäne erhält. Das ist ein so rücksichtsloses Verlangen, daß sich die „Deutsche Arbeiter-Zeitung“ gleich bewegt fühlt, Dr. Salomon in ihren Ausführungen zuzustimmen. Sie schreibt:

„Das Interesse der heranwachsenden Jugend richtet sich auf ganz andere Dinge als auf freiwillige oder gar unentgeltliche Teilnahme am sozialen Hilfswort; man will studieren, einen Beruf ergreifen, man will sich Geld und Stellung erwerben. Allenfalls läßt noch die besoldete soziale Arbeit einen gewissen Anreiz aus. Der Materialismus hat auch hier fast auf der ganzen Linie gesiegt, und darum muß man es der Frauenführerin Alice Salomon danken, wenn sie neulich wiederum das bekannte Wort Carlyles in die Erörterung geworfen hat, daß „keine wahrhaft wertvolle Arbeit um des Gewinnes willen getan wird“. Die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts hat rasch, allzu rasch den bösen Geist ihrer Zeit erfaßt! Rechte und abermal's Rechte will sie gewinnen, Rang und Stellung und Geld sollen ihr zufallen. Von den Pflichten ist weniger die Rede.“

Somit vertritt die „Arbeiter-Zeitung“ nur die Forderungen der Aktionäre auf höhere Dividenden, von Pflichten ist da weniger die Rede! Somit fordert die „Arbeiter-Zeitung“ nur Geld für gar keine Leistung, jetzt auf einmal tritt sie für Leistungen ein, für die kein Geld gezahlt werden soll.

Wir sollten es mit Freuden begrüßen, wenn die Frauen sich aufrufen und zu ihren vielen Pflichten jetzt endlich einige Rechte fordern. Wir fördern die Arbeit der Frau in der sozialen Fürsorge, aber den Charakter der Warmherzigkeit und Wohlthätigkeit wollen wir dieser Arbeit nicht aufdrücken lassen. Die soziale Arbeit ist gesellschaftlich notwendig, sie ist wirtschaftlich, kulturell und ethisch außerordentlich wichtig, wichtiger Lebensfalls als die hochbezahlte Konsumneberei. Damit sich auch Proletarierinnen der sozialen Arbeit widmen können, fordern wir dafür grundsätzlich eine ausreichende Entlohnung.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 39.

Karlsruhe, Samstag den 23. Mai 1914.

34. Jahrgang.

Bestimmtheit.

Seinen Rechtsanspruch auf Eigentum hat jeder als Mensch; dieser Rechtsanspruch aller ist gleich: das vorhandene, zum Eigentum zu machende, müßte daher von Rechtswegen unter alle gleich geteilt werden; diese gleiche Teilung dessen, was Natur und Zufall ungleich verteilt hat, allmählich zu vollziehen, treibt unter der Leitung derselben Natur den Staat die Not und die Sorge für seine Selbsterhaltung.

J. G. Sichte.

Als freier Schriftsteller auf der Walze.

Von Karl Salm.

(Nachr. verb.)

Was geht heute nicht alles auf die Walze! Wer schließt sich nicht dieser modernen Völkerwanderung an! Gezwungen, freiwillig, oder aus Abenteuerlust. Je nach dem die Umstände und Verhältnisse es gebieten.

Einzelne Berufsarten, wie Gutmacher, Kammmacher, Wachszieher u. a. m., sind in der Industrie untergegangen, während neue Berufe, wie Elektriker, Chauffeure, Mietenwärmer, Gußpuffer, Fräger und weiß der Himmel noch was für welche, die Landstraße bedürfen.

Ja, der Wit hat noch welche gekauft, so daß es gewöhnliche Hilfsarbeiter gibt, die sich für Orgelreiner, Schafottbauer, Nähmaschinenbeizer, Holzschuhzieher, Turmpfeilengolber und Regenbogenpanner ausgeben, nur um beruflich von den anderen Kameraden gewürdigt zu werden.

Es war Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die ersten Kaufleute, Kellner, Friseur und Alten-schreiber auf die Wanderstraße gingen. Es folgten Fabrik-, Erd- und landwirtschaftliche Arbeiter, sowie Hausburschen, Silberputzer, Photo- und andere Grafen. Da darf es nicht wundern, wenn auch das freie Schrifttum und das akademische Studium seine Abgesandten auf der Landstraße hat.

Wie jeder Beruf, so hat auch der eines Schriftstellers seine Leiden auf der Wanderstraße. Aber ein Sonnenblick vertreibt all die Schattenseiten; ein Erfolg hebt über die vielen Enttäuschungen hinweg; man fühlt neuen Mut, neue Schaffenskraft in sich, träumt von Lorbeeren und stößt sich nicht daran, wenn nur die Herbergsuppen Lorbeerblätter enthalten. Und nun will ich hier einige Ergebnisse folgen lassen; Skizzen aus dem Tagebuche eines wandernden Schriftstellers sollen zeigen dessen Nöte, Beschwerden und Erfolge.

Am 10. Mai. Zwischen Northheim und Nordhausen. Es ist ein schöner Tag heute. Unter einer Tanne, hart am Straßenrand, lagere ich und zähle meine Varschaft. Sie reicht just, noch ein unbelegtes Bröckchen kaufen zu können. Da kommt ein besser gekleideter Mann auf mich zu und begrüßt mich. Er ist Schriftsteller und Redakteur von Beruf, zeigt auf meinen Wunsch seine Zeugnisse und lächelt listig, überlegen. Als ich ihm nun sage, daß ich sein Berufsgenosse sei, spricht er flüchtig einen lateinischen Hexameter und sagt darauf: „Eigentlich bin ich gewesener Bureauidiener, habe einst einen Kassenschrank unvorsichtig ausgetäubt, ward abgefakt, bestraft und stehe nun hier vor dir als deutscher Denker. Nach meiner Entlassung aus dem Gebäude der unfreiwilligen Ruhe kam ich als Depeschent in einer Zeitungskorrespondenz unter, befreundete mich mit einem Redakteursdiener, der mir Kopfbogen und Stempel besorgte, worauf ich mich selbst zu dem machte, den du vor dir siehst.“ Und wirklich: er besitzt die Bescheinigung, welche kundtut, daß er Redakteur „unterm Strich“ war, und infolge seines leidenden Zustandes aus dem Verlage schied. Zum Schluß stand in dem Falsifikate noch etwas von angewandtem Styl, umfassendes Wissen, vor-

zügliche Kenntnis im Reiche der Kunst und Wissenschaften, lobende Anerkennung und die hervorragende Befähigung des Inhabers, ein größeres Blatt selbstständig leiten zu können. „Ich habe noch nie für Zeitungen geschrieben“, berichtete er ehrlich, „die Herren sind auch zu human, mit zu viel Arbeit überhäuft, um mich einer Prüfung zu unterziehen. Aber die Unterstützungen nehme ich schon seit Jahren mit, denn die sind nicht zu verachten.“ Und schon wieder lächelte er verschmitzt und überlegen. Großartig, Großartig, ja wie herablassend schied er von mir und grüßte mich im Namen Apolls.

Juni 1909. In einem bayerischen Marktflecken. An Gäßern, Scheuertoren, Telegraphenstangen prangen rote, grüne und blaue Bettel, so groß wie ein Senfpflaster und verkündigen dem Publikum, daß der Schriftsteller N. N. einen Vortrag über die Fremdenlegion hält. Der Herr sitzt in einem Gasthause, das zugleich Herberge ist, und verkauft im voraus die schmierigen Eintrittskarten à 20 Pfennig. Der Gendarm kommt und verlangt Ausweise. Und da zieht der Schriftsteller seine Papiere hervor. Auf einem Wisch steht geschrieben, daß der Kompagniechef einer Truppe auf Wunsch dem Herrn Schriftsteller befehligt, daß dieser vor verammelter Mannschaft einen lebendigen Vortrag über das Thema Fremdenlegion gehalten hat. Man war zufrieden mit ihm und empfiehl ihn weiter. Der Gendarm schaut sich den Herrn groß an und respektiert ihn.

Er kann nicht einmal ordentlich seinen Namen schreiben, weiß von der deutschen Poesie soviel wie ein Eskimo von der Schmierseife; aber er ist Schriftsteller, er hat das Bescheidige; wer wagt also da ein Mitteln an dem Verufe! 12. September 1910. In einem katholischen schwäbischen Landstädtchen.

Wieder Bekanntmachungen in Bettelform. Im Gesellenverein wird heute abend ein Vortrag von dem Schriftsteller N. N. gehalten. Thema: Das heilige Land. Der Vortragende ist empfohlen von dem hochwürdigen Klerus. Das zieht. Doch Schriftsteller? Nein, das ist er nicht. Das ist nur die Schabrade, der Ueberwurf. Und scheint es nicht, als wie natürlich, daß dieser Titel von einem Vortragenden angenommen werden muß, um den Nimbus zu wahren? Um der ganzen Sache den Beigeschmack des Wichtigtuenden zu geben?

Ich spreche mit dem Menschen über seinen Beruf. Der Mann ist ehrlich und erzählt mir, daß er jahrelang den Orient bereist habe. Im Krankenhaus zu Alexandria gab ihm ein Pfarrer eine „Skizze eines Reisenden im gelobten Lande“ zu lesen. Aus Langeweile hat er nun das Schriftchen auswendig gelernt, und trägt es nun vor. „Also Schriftsteller bist du nicht?“ sagte ich zu ihm. „Ach, das muß man doch sein, wenn man so etwas auswendig kann, wie ich“, wendete er ein, und maß mich mit Erstaunen, weil ich seinen Brief bezweifelt hatte. „Mache es mir einmal nach“, forderte er mich auf, „hier siehe meine Empfehlungen, da werde ich überall als Schriftsteller gewertet.“ — Ja, er hatte recht. Kaplan, Pfarrer, Domvikare bescheinigten mit Siegel und Unterschrift, daß der Inhaber Schriftsteller sei. — Ja, groß ist Apoll und seine Jünger.

Ich habe diese drei Vertreter des freien Schrifttums hier anführen müssen, um die vorurteilsvollen, mißtrauischen und ironischen Bemerkungen seitens der Redakteure und der Herren Kassierer der Schriftstellervereine Deutschlands verstehen und entschuldigen zu können.

Am 1. November. In einer Großstadt. Vier große Zeitungsverlage winkten mir wie verheißungsvoll zu. Sie befinden sich alle in freundschaftlicher Nähe. Die Sprechstunden sind verschieden, so daß ich genug Muße habe, mich genügend einzurichten.

Endlich ist es Zeit. Ich stehe erwartungsvoll vor einem Herrn, der sinnend die Manuskripte prüft. Nach

einer Weile setzt er mir ganze Stöße von Material, da-
barnet lebhaft, nichts gebrauchen zu können, und schreibt
mir, als wie ein Pflaster auf das getäuschte Herz, eine An-
weisung über 50 Bl., die ich eine Treppe tiefer an der Kasse
in Empfang nehmen möchte.

Zwei Stunden später in einer anderen Redaktion.
Der Herr Schriftleiter liest die Arbeiten durch, macht
hin und wieder ein seltsames Komma, lächelt ein wenig
und läßt ungeschriebene Worte von sich hören. Unserer
steht wie auf glühenden Kohlen, betrachtet jede Gesicht-
smaske des Prüfenden, und sucht sich sein Bestes aus dem
Mienenpiel zu erklären. „Ja, ja — hm, hm. — Wollen
Sie die Sachen hier lassen? In vierzehn Tagen können
Sie wieder Antwort bekommen.“ lautete der endliche Be-
scheid. Eine Entschuldigung meinerseits, in der etwas die
Hilfsbedürftigkeit durchschimmert, schließt die hochnotpein-
liche Unterhaltung.

Bei der dritten Zeitung. „Sie wollen Schriftsteller
sein?“ herricht mich ein Herr zornfunkelnden Auges an.

„Ja, bejhe.“ „In solch einem Aufzuge stellen Sie sich
vor? Glauben Sie vielleicht, ich hätte nicht soviel Men-
schenkenntnis, um herauszufinden, daß Sie die Humanität
besser gekannter Menschen in Anspruch nehmen, ja miß-
brauchen wollen?“ — Ich rühre mich nicht vom Platze,
sondern lasse ruhig die Aufgeregtheit abkühlen. Gott,
man ist auf solche Empfänge schon gefaßt und läßt sich nicht
so leicht einschüchtern. „Was sind die ersten Bedingungen
denn, die einen Schriftsteller als einen solchen qualifizieren
können?“ fragte mich der Herr nach einer Atempause.

„Herr Doktor,“ erwiderte ich, das wird wohl die Kenn-
nis der Welt und der Menschen sein, über die er ein Ur-
teil machen kann und muß. Zum andern — ich wollte
weiterreden, ward aber verhindert.

„Haben Sie Sprachen gelernt?“

„Ja.“

„Studiert?“

„Nein.“

Nun ward der Herr freundlicher. Doch stellte er noch
eine Frage an mich, die mich fast verwirrt hätte.

„Sagen Sie einmal: was ist der Unterschied zwischen
einem geschriebenen und einem erlebten Roman?“

„Der erstere wird mit Tinte, der andere mit Tränen ge-
schrieben,“ gab ich zögernd zur Antwort.

„Was haben Sie denn da für schmöckerhaftes Zeug,“
fragte er, als er meine eingewickelten Manuskripte sah.

Ich reichte sie ihm dar; der Redakteur klingelte, bald
darauf erschien ein Diener, der auf ein Zeichen des Schrift-
leiters mich in den Besuchsraum führte. Dort lasse ich
mich nieder. An den Wänden hingen Reproduktionen des
technischen Betriebes, tabellenhafte Darstellungen der auf-
steigenden Zahl der herausgegebenen Exemplare und
einige Photographien. Ich bin in einem Zeitungsunter-
nehmen, das vor dreißig Jahren noch von einem Erfolg
träumte.

Von unten dröhnt das rollende Geräusch der Notations-
maschinen, dazwischen tönen elektrische Klingeln, Zeitungs-
weiber schreien, ein Auto fährt vor den Ausgaberaum; die
Verkündigung der Gegenwart beginnt. Bald öffnet sich
die Tür des Besuchs- und Wartezimmers — der Redakteur
erscheint.

„In Anbetracht Ihrer Arbeiten,“ beginnt der Herr,
„sind wir schlüssig geworden und haben uns für den An-
kauf Ihrer Sachen entschieden. — Wie viel beanspruchen
Sie für die Schreiberei? Sind Sie mit zehn Mark denn
zufrieden?“

„Natürlich. Wer wird denn nicht zufrieden sein!“
Denke ich bei mir und gebe eine freundliche, zusage-
nde Antwort, unterschrieb die Quittung, worauf man mir Glück
wünscht und ich die Stätte verlasse.

Gegen Abend desselben Tages mußte ich noch bei zwei
Redaktionen die Sprechstunde aus.

Ein betretter Portier wandelt in dem Vorraum auf
und ab. Im Kabinenton gibt er mir den gewünschten
Bescheid. Er betrachtete mich von oben bis unten und
lächelte Sarkastisch, als er meine schlecht gewickelten Schuhe,
meine Papierwäsche und den nicht mehr modernen
Schliss sah.

„So wollen Sie zu den Herren?“ fragte er erstaunt, und
fuhr fort: „Kann ich nicht Ihre Angelegenheit besorgen?
Die Herren haben nicht gern solch einen Besuch.“ Und
wieder glitt sein Blick über mein Neuzerkes. „Wie soll ich
das verstehen, Herr“, erlaubte ich mir zu fragen, „bezwel-
feln Sie vielleicht meine Zugehörigkeit zur Menschheit?“

„Das gerade nicht“, erwiderte er stolz, „nun, wenn
Ihnen nichts daran liegt, so man Sie droben nicht an-
melde — mir kann es ja gleich sein.“ Und er deutete
nach der Richtung, wo das Heiligtum der Presse sein
mochte.

Indem ich die Treppe besteige, huschen geschäftig Ge-
stalten an mir vorüber. Hier ist Eile Lebenszweck. Nun
stehe ich vor einer großen Glasklause. Auf das Klingel-
zeichen öffnet ein betretter junger Mensch die Pforte und
fragt nach meinem Begehre.

Als ich mein Anliegen vorgebracht hatte, läßt man mich
ein, führt mich in einen großen Raum, in dem andere junge
Leute, ebenfalls betretter, Briefe usw. sortieren. Alle
schauen auf, drängen sich um mich herum; es dauerte lange,
bis einer den Mut findet, mich anzusprechen. — In welcher
Angelegenheit ich die Redaktion zu sprechen wünsche, fragt
mich endlich solch ein dienstbarer Geist. „Manuskriptfrage“,
gebe ich kurz zur Antwort, worauf man mir die Bogen
abfordert. Unglücklicherweise fällt einer derselben zur
Erde. Da ist es mir, als ob die Figur des jungen Men-
schen größer werden würde, und mit unnachahmlicher Ge-
bärde reicht er das Manuskript seinen spöttisch lachenden
Genossen und meint vorwurfsvoll zu mir gewendet:

„Das ist alles mit Tinte geschrieben! Wir nehmen
nur Manuskripte in Schreibmaschinenschrift. Und auch
noch Zweitdruck! Wir nehmen nur Erstdruck an. Auch be-
sitzen wir soviel Material, so daß Sie bei uns wenig
Glück haben könnten. Da bebauern wir lebhaft.“

Ich ließ den jungen Herrn anzusprechen, aber der freie
Schriftsteller ist eben auch nur Mensch und daher sind seiner
Geduld auch Grenzen gezogen. Ruhig frug ich den Herrn,
der mit dem Pluratis majestatis, dem Wir der Könige
umging, als besäße er die Antwortschaft auf einen Re-
daktionsfessel, ob er denn Verfügungsberechtigt in meiner
Angelegenheit wäre. „Es hat auch keinen Wert“, meinte
er, indem er meine Frage unbeachtet ließ, „denn der Herr
vom Feuilleton ist zurzeit zu sehr beschäftigt.“ „Es ist fest-
gesetzte Sprechstunde“, begehrte ich auf. Nun führen die
Genossen des jungen Herrn das grobe Geschick der Tüte
auf. Ein jeder log mir etwas anderes vor, einer suchte der
anderen im Ausschneiden zu übertreffen, so daß ich das
Feld räumen mußte, sonst hätte man noch meine Gegen-
wart weggeleugnet.

Bei der nächsten Zeitung. Wieder ein Portier, der mir
den Zugang erschwert. „Herr“, sagte ich zu dem gold-
betrehten Torhüter, „ich bin bestellt, vor der Redaktion
zu erscheinen; die Sache eilt, wenn Sie die Folgen tragen
wollen, mir kann es gleich sein.“ Nun sah er mich groß
an, zwirbelte nervös an seinem Schnurrbart und ließ mich
endlich ein.

Oben angelangt, war es eine Dame, der ich mich vor-
zustellen hatte.

Wenn eine schwarze Raqe auf meiner Wanderung die
Straße kreuzte, hatte ich am selbigen Tage Bes. Hatte eine
Dame mich bei einer Redaktion vorzustellen, so war in den
meisten Fällen mein Besuch negativ gewesen. Auch hier
versprach ich mir nichts Gutes.

Das Fräulein begab sich zum Apparate, anfragend, ob
der Herr N. zu sprechen sei. Mißmutig sah sie mich an,
weil ich sie in der Lektüre eines Romans so unachtsam ge-
stört hatte.

„Es ist ein Mann hier, der Sie zu sprechen wünscht“,
sprach sie ins Telephon. Dann folgte eine Pause. —
„Schildern? Sein Neuzerkes? Leider nein!“ Wieder
eine Pause, die von dem Klackern des Fräuleins ausgefüllt
wird. Der Papfen am Apparate wird umgesteckt. Nun er-
scheint ein Diener, der mich vorführt. Borerst bedankte
ich mich bei der Dame, die sich im Voraus über meine Ab-
fuhr zu freuen scheint.

Bei meinem Eintritt erhob sich der Redakteur, schau-
te mich verwundert an und fragte nach meinem Bekehr. Dar-

auf betraut er meine Arbeiten einer Durchsicht, wünscht,
daß ich die Honorarforderung stelle, entläßt mich dann
freundlich, indem er mir die Anweisung über das Honorar
übergibt, das ich bei der vorhin erwähnten Dame in Em-
pfang nehmen möchte.

Und wieder werde ich von derselben unfreundlich em-
pfangen. Klirrend dreht sie die Kurbel der Registrierkasse,
und legt das Geld aufs Zahlbrett, wie wenn die Summe
ein Teil des Vermögens der Dame gewesen wäre. Wie
viele wäre noch zu schildern von den Leiden eines fahren-
den Schriftstellers! — Es möge gestattet sein, noch ein Bild
aus dem Auslande vorzuführen.

März 1911. Eine Redaktion, die einen großen Land-
strich, beiläufig bemerkt eine Provinz, mit Lesematerial
versorgt. Sechs Zeitungen werden herausgegeben, jede
mit einem anderen Kopf; doch der Inhalt ist der gleiche.

Drei geistliche Herren handhaben geschäftig die geist-
sparende Schere.

Ueber jedem Redaktionstisch hängt ein Heiligenbild.

Der heilige Ignatius v. Loyola scheint der Patron der
Presse zu sein, denn er schmückt den Tisch des Chefs. Ueber
der Türe prangt der heilige Johannes, der Patron der
Buchdrucker. Nicht neben der Kasse ruht, wie mahmend zur
Ehrlichkeit, der heilige Philipp v. Neri aus Gips, während
eine unbefleckte Empfängnis wie erbarmend auf die be-
fleckten Menschen aus der Erde hernieder blickt.

Ein junger Schreiber sitzt abseits und hält im Schreiben
inne, um meine Vorstellung zu hören.

Der Herr Kaplan rechts von mir, wendet sich um und
sagt überhöflich: „Bitte herr! Gutär Herr; habe die
Ehr!“ — und dabei deutet er auf das eingegangene Ma-
terial: lauter Druckfaden. Ach, wie höflich geht es hier zu!
„Ueber was schreiben der Herr?“ werde ich von einem
anderen Geistlichen gefragt, der just dabei ist, den geist-
vollen Beiratsartikel einer führenden Zeitung zurecht zu
schneiden.

„Bitte sehr“, antwortete ich, um mich in die Höflichkeit
einzuarbeiten, „bitte sehr, geistlicher Herr! Ueber Natur,
Welt und Menschen, so gut ich es kann.“ Und damit über-
reiche ich ihm die Manuskripte.

„Ja, die Natur! Bittä herr! Die haben wir hierlands
genug. Und die Welt?“ — Er blickte den heiligen Ig-
natius an. — „Ja, die Welt! hm, hm — ist nicht zu be-
schreiben! — Und die Menschen! Was wird da noch viel
zu schreiben, zu schildern sein! Die kennt man ja auch zur
Genüge!“ — Er feuerte, faltete die Hände und schaute zur
Decke empor.

Dann fuhr der geistliche Herr fort: „Hier ist es auch
nicht wie in Deutschland; hier kommt fast gar nichts vor,
alles ist so ruhig in dieser Gegend. Da werden Sie leicht
verstehen, daß wir kein Material brauchen können!“ Der
Herr griff wieder zur Schere und winkte mir lächelnd zu.
Ich verabshiedete mich, worauf die drei geistlichen Herren
wie aus einem Munde mich mit: „Also, behüte Sie Gott,
habe die Ehre, bittä herr, lieber Herr“, entließen.

„Es ist alles ruhig hier“, hatte man mir gesagt, „es
begibt sich hier nichts Augenfälliges!“

Vorgestern waren zwei Stunden von hier drei Wan-
derer erfroren aufgefunden worden. Die Telegraphen-
stangen waren durch den enormen Schneefall zerstört wor-
den. Der Krämerbauer hatte ein Verhängnis in Feuer aus-
gehen lassen. Der Pfarrer einer Nachbargemeinde war
dem Wahnsinn verfallen und die Hebamme in der Nach-
barschaft hatte Engelmacherei getrieben. Es kommt hier
nichts vor!

Im Zeitungsverlag heißte ich eine Zeitung. Sie ent-
hielt nur Kirchliches. Glückliche Redaktion!

Noch sehe ich die Berge meiner Heimat. Mir war es,
als riesen sie mich zurück.

Und ich schied aus der Gegend, wo alles so ruhig ist
und nichts vorkommt; denn da käme ein freier Schrift-
steller schließlich auf den Gedanken, selbst etwas zu verüben,
nur um einen Bericht erstatten zu können.

Doch das angenehmste, humorvollste ist geschehen in
der Pfalz. Als ich dort dem jungen Herrn Redakteur mich
vorstellte, bedauerte er lebhaft und meinte nur: „Den
geistlichen Teil besornt meine Braut, den prosaischen Teil

aber der Herr Pfarrer, und somit werden Sie begreifen,
daß hier genügend Material vorhanden ist.“
Natürlich begriff ich das, grüßte und verließ schnellen
Schrittes den Bereich der höchsten Sparjamkeit.

Das Plakat der Buchgewerbe- ausstellung.

Seit Wochen ist an den Plakatsäulen zu sehen, die helle,
dunkle, schwarz-weiße Zeichnung, die kein Plakat im gewöhn-
lichen Sinne ist und die doch unter all den vielen andern Zeich-
nungen an den Säulen auffällt und den Schauenden anlockt,
der neugierig das seltsame, außerordentliche Bild betrachtet.
Durch dieses Anlocken aber erreicht es seinen Zweck: die Men-
schen betrachten, studieren es, lesen die Anknüpfung, und das
Interesse für die Ausstellung ist gewekt.

Seit dem ersten Erscheinen des Plakates habe ich die ver-
schiedensten Auffassungen und Erklärungen des Plakats gehört.
Hauptsächlich das „Biech“ beurteilte Kopfzerbrechen. „Das ist
der Buchdrucker!“ behauptete einer.

„Ja, wohl!“ stimmt ein anderer bei, „der reißt ja auch den
Schnabel so uff wie alle Buchdrucker.“

„Aber der nachge Junge —?“

„Das soll e schwimmsüchtiger Schriftsetzer vorstellen.“

„Na, aber die roten Haare?“

„Nu, rot sind sie doch jetzt Gott sei Dank alle, die Buch-
drucker.“

Die am meisten kolportierte Erklärung ist die, daß der Bu-
chdrucker (Büch) auf der Graß (Gräße) reitet, deshalb der Name Büch-
gräße! Einige behaupten, von weitem sähe das Tier aus wie ein um-
gepflüpter Regenschirm. Andere wieder sind sich nicht ganz klar
darüber, ob der lange deutliche Schwanz zum Manne oder zum
„Biech“ gehört.

„Das ist alles sehr fein ausgedacht!“ erklärt einer seinem
spöttisch lächelnden Freund. „Auch Dir bloß mal die Klauen
an! Wenn Dich so ein Biech packt! Und wie feinreich sind die
Klauen gerade über den „Mall“ bei „Ausstellung“ angebracht!
Das will alles durchdacht sein!“

Um den Zweifeln ein Ende zu bereiten, diene die folgende
Erklärung, die keine künstlerische sein, sondern nur den Sinn
des Plakates deuten soll und für die berechnet ist, die sich in die
Darstellung nicht recht hineinfinden.

Zunächst das „Biech“! Das ist ein Greif, ein fabelhaf-
tes Tier aus der Mythologie. Es hat einen Löwenleib mit
Flügeln und einem Adlerkopf, der zwei Spize Ohren trägt.
Der Greif war das Symbol göttlicher Macht; er galt als Hüter
des Goldes oder als Wächter und Schützer der Tempel. Wir
finden ihn an den Bauwerken der Älten, vor den Säulenhallen
der Tempel oder auf Grabdenkmälern. Im Mittelalter wird
er zum Ausschmücken von Kirchen, Schlössern und anderen Ge-
bäuden benützt; Ritter und Städte führen ihn im Wappen.
Dieses in der Heraldik neben dem Löwen und Adler am meisten
verwendete Tier wählten sich auch die ersten Buchdrucker zu
ihrem Symbol. Das Buchdruckerwappen führt den doppeltöpfi-
gen Adlerwappen im Mittelfeld, der zwei Instrumente des
Setzers hält. Das Wappen wird von einem Greif getron, der
zwei Druckerballen in den Fängen trägt und damit die
Druckerei im Gewerbe verfinbildlicht. Wir kennen den Greif
nur im „Druckbild“, deshalb kann uns die ganze Figur auf dem
Plakat zuerst etwas verwirren, weil sie uns fremd erscheint.

Diesen Greif, das doppelte Symbol der Buchdruckerkunst,
hat sich der schlauke, erste Götterjüngling erwählt, und er
bringt in kühnem Fluge der Menschheit das flammende Licht,
das sie erleuchtet und aufklären soll, das Licht, das einst bei der
Erfindung der Buchdruckerkunst seine Strahlen in das finstere
Mittelalter hineinwandte, das dann weiterlebte und heute
zur mächtigen Flamme geworden ist und Wissen und Freude,
Freiheit und Menschlichkeit bis an alle Enden der Welt ver-
breitet. Mit dem Licht, dem Wissen, bringt der Himmelsbote
zugleich Rosen, das Sinnbild der Freude. Nur der Erleuch-
tete, der Gebildete, kann die Schönheiten und Freuden des Le-
bens recht genießen. Und das Buch ist ein Segen für die
Menschheit geworden. Was im Mittelalter nur den Gelehrten
und Reichen zugänglich war, ist heute Gemeingut der Menschen
geworden, die wertvollsten Bücher werden in großen Auflagen
hergestellt und zu billigen Preisen abgegeben. Jeder Arbeiter
hat mindestens einige gute Bücher, mancher wohl eine kleine
Bibliothek zu Hause.

Endlich gefällt es manchem nicht, daß der Jüngling völlig
nackt ist. Aber soll denn ein Abgesandter des Himmels durch-
aus bekleidet erscheinen, vielleicht gar in Helm und Kürsch?
Der Künstler hat ihm mit Recht in parabolischer Nacktheit hin-
gestellt, indem er die helle Menschenfigur auf den schwarzgedeck-
ten Greif setzte.